

Nr. 5. **Bromberg, den 8. Januar** **1927.**

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von Karl Emil Franzos.

Copyright by J. G. Cottasche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.

(40. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Einunddreißigstes Kapitel.

Auch Sender beeilte sich, seinen Sperrsitz einzunehmen. Es befremdete ihn, daß er auf der Treppe nur einige Knaben traf, die da umher lungerten, auch im Korridor war kein Erwachsener zu sehen, die Kassierin abgerechnet. Es war ein dickes, altes, grellgeschminktes Weib in seltsamem Kostüm: einer grauen Jacke, einem roten Unterrock und einem gelben Kopftuch.

„Wahrscheinlich sind die anderen schon drinnen", dachte Sender und trat in den Saal. Aber da traf er nur Ruben, der eben die Talglichter an den Wänden anzündete.

„Sie sind zu früh gekommen", sagte er, „vor neun fängt's kaum an. Die Juden sind nicht früher mit dem Essen fertig. und auch von den Herrschaften sind viele am Dniester unten. Das Wasser steigt sehr, sagt man."

Aber die Brücke ist doch nicht in Gefahr?"

„Nein, gewiß nicht", beteuerte Ruben. Trotzdem überlegte Sender, ob er sich nicht selbst überzeugen sollte. Aber seine Lungen machten ihm heute besonders viel zu schaffen, und das Atmen in der schwülen schweren Luft war ihm vorhin sehr hart geworden, so blieb er denn und vertrieb sich die Zeit mit der Betrachtung des Theaters.

Aber daran war nicht viel zu sehen. Es war ein Saal, wie ihn jeder erste Gasthof einer galizischen Kleinstadt aufzuweisen hat, mittelgroß, mit niedriger Decke, die Wände grell bemalt, hier mit Palmen und Zitronenbäumen, unter denen nackte, seltsam gestaltete Wesen, vielleicht Menschen, vielleicht Affen, wandelten und nach den kürbisgroßen Früchten langten. Doch sah man vor lauter Schmutz wenig von all der Herrlichkeit. In halber Höhe war eine Holzgalerie angebracht, zu der wacklige Treppen emporführten. Der Raum diente für alle Lustbarkeiten der Stadt, in den hohen jüdischen Festtagen, wo die Synagoge die Scharen nicht zu fassen vermochte, auch als Betraum. Dann wurde die Galerie den Frauen eingeräumt, heute diente sie als billigster Platz, als „Eintritt". Wie überall in der weiten Welt füllte er sich auch in Zaleszczyki zuerst, mit Bauern, Kleinbürgern und ihren Weibern, und Soldaten.

„Fast alles Freibilletts," flüsterte der Kellner Sender zu. „Wir brauchen heut' viel Statisten."

Das war auch deutlich zu hören. Hinter dem wahrscheinlich einst himmelblauen, nun schmutzig grauen Vorhang, auf dem ein wenig bekleideter Lümmel mit der Lyra im Arm, von einigen sehr leicht geschürzten Vetteln umgeben, einhertanzte, klangen vielerlei Stimmen halblaut durcheinander. „Ihr jüdischen Schurken," brüllte plötzlich jemand ruthenisch los, „wo bleibt der Schnaps? Wir wollen ihn vorher haben!"

„Können," rief eine fettige Stimme, „führen Sie den Kerl unter die Pumpe im Hof, er ist ja schon besoffen!"

„Ich kann nicht. Herr Direktor, meine Maske ist noch nicht fertig."

„Hol' der Teufel Ihre Maske! Ausgepfiffen werden Sie ja doch!"

Darauf hörte Sender die Stimme des Kleinen in ruthenischer Sprache flehen und beschwören.

Allmählich begannen sich auch die Sitzreihen unten zu füllen, mit Unteroffizieren, christlichen Bürgern in langen Kaputröcken und ihren Frauen in großgeblümten Umschlagtüchern, Juden mit ihren Frauen in Seidenkleidern, auf dem Haupt die perlenbesetzte Stirnbinde. Das war das Publikum des zweiten Ranges. Um Sender war es noch leer. Er begann auf und nieder zu gehen, sein Herz pochte erwartungsvoll; es war eine elende Schmiere — aber doch erst die zweite Theatervorstellung in seinem Leben.

Der Vorhang bewegte sich; an das Guckloch, das gerade in den Nabel des Apollo geschnitten war, legte sich zuweilen ein Auge. „Pst. pst." hörte Sender, als er gerade vorbeikam, und sah sich um.

„Grüß Gott. Kollege," klang eine helle Mädchenstimme. „Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie ein hübscher Junge sind. Ich bin die Schönau."

Errötend schlug er den Blick zu Boden und ging weiter. „Freches Volk" murmelte er.

Es ging auf neun, als sich endlich auch die Reihen des ersten Ranges füllten, mit Offizieren, Beamten und polnischen Herren. die Damen nach der Pariser Mode vor fünf Jahren gekleidet. Da jedoch die Stühle der Musikanten an den Pulten vor dem Vorhang noch leer waren, blieb Sender neben dem Vorhang stehen und musterte die Versammlung, bis er gewahrte, daß er auch nicht minder eifrig gemustert wurde. Er errötete, er schob es auf die neue Tracht, die ihm wohl seltsam stehen mochte, dann fiel ihm zu seinem Schrecken ein daß ihn vielleicht unter den Juden jemand kenne. Mit flammenden Wangen setzte er sich auf seinen Platz in der ersten Reihe.

Rings um ihn wurde nur vom Eisstoß gesprochen.

„Morgen geht's los," hieß es von allen Seiten. — „Diesmal wird's sehr bös," erwiderte der Herr rechts neben Sender auf dessen Frage.

Sender seufzte tief auf, aber da klang ein Glöckchen, und der Vorhang rollte empor, wenn auch schwer. „Er zögert mitleidvoll," sagte der Herr halblaut zu seiner Frau.

Der Kirchplatz des steirischen Dorfes wies ein mächtiges von Bäumen umgebenes gotisches Schloß auf. „Der Park von Fotheringhay," flüsterte Senders Nachbar. Hanna und der Pfarrer traten auf. Die Linden war eine ältliche hagere, häßliche Blondine, die schrecklich kreischte, aber von Birk sagte sich Sender nach den ersten Sätzen respektvoll: „Der kann was! Oder hat doch was gekonnt," fügte er bei, als er sah, wie Kniee, Hände und Kinnlade des hochgewachsenen Mannes zitterten und er angstvoll nach dem Souffleur schielte. Aber da kamen Stickler und Können als Lorenz und Schulmeister, und die Zuschauer lachten los.

Es galt der Maske Könnens; in dem Bestreben, die Nase zu mildern, hatte er sich dicke Wangen aus Pappendeckel und einen Riesenschnurrbart mit emporgerichteten Spitzen angeklebt. es war ein fürchterlicher Anblick. Der Kleine zuckte zusammen, als er sich so begrüßt sah. „Wel — Weltenlauf!" stotterte er das erste Wort seiner Rolle. Da lachten sie wieder. „Backen weg!" rief ein Offizier, „Nase heraus!" Das Johlen ward zum Brüllen. Erst bei Hannas Deklamation von der Judenfamilie, die sie im Wald gelabt, beruhigte sich das Publikum wieder, aber als nun Können sagte: „Die Jüdin? Ist die Jungfer verrückt?" rief jemand: „Pfui, Kohn, gönn's deinen Leuten", und der Spektakel ging wieder an.

Die Bühne füllte sich, der Krämer, der Schneider, der Bäcker traten auf. Offenbar Soldaten in den seltsamsten Kostümen. Nun war Sender das lange Personenverzeichnis verständlich, wenn er auch nicht begriff, warum die Statisten auf der linken Seite jüdische, auf der rechten christliche Namen trugen. Die Reden, die ihnen der Dichter zugeteilt, sprach sämtlich die Kassierin als „alte Liese".

Da erhob sich neues Lachen, aber auch Beifallsklatschen, zwei offenbar angetrunkene ruthenische Bauern, die man ruhig in ihrer Tracht gelassen, zerrten Deborah auf die Bühne.

Sender zuckte zusammen. „Um Gotteswillen, das ist ja Malke!"

Das waren ihre blauen Augen, ihr gewelltes braunes Haar. Aber die Gestalt, die das Hemde und der Unterrock kaum verhüllten, war viel üppiger, und als die Schönau zu sprechen begann, atmete er auf. Das war nicht Malkes Stimme, nicht ihr Ausdruck. „Hübsch sieht das Mädel heut' wieder aus", murmelte der Offizier hinter Sender, er mußte ihm im Gedanken zustimmen und ließ kein Auge von ihr. Der Schrecken war verwunden, aber sein Herz pochte in schweren Schlägen, und die Wangen flammten; es ärgerte ihn, daß dies schamlos entblößte Geschöpf, das so überaus deutliche Blicke ins Parterre warf, Malke ähnlich sah, aber schön war das Mädchen wirklich, und gerade diese Ähnlichkeit hatte einen unheimlichen Reiz. Als ihr Blick ihn traf und dann immer häufiger auf ihm haftete, schlug er den seinen zu Boden und nestelte an der ihm ohnehin ungewohnten Krawatte; das Atmen wurde ihm schwer. Erst als der Vorhang zur Verwandlung gefallen war, wich diese quälende Empfindung.

„Schade um sie", sagte der Herr nebenan zu seiner Frau. „Sie soll ein ganz verworfenes Geschöpf sein, aber ein Talent ist sie doch!" Darauf hatte Sender noch nicht geachtet. Als sich der Vorhang zur Waldszene zwischen Deborah und Joseph hob, gab er sich Mühe, auch ihrem Spiel zu folgen. Das gelang ihm freilich nur, wenn sie ihren Partner, Hoheneichen, anblickte, nicht das Parterre, aber sein Instinkt ließ ihn sofort den ungeheuren Abstand zwischen den beiden erkennen. Sie sprach fast natürlich, ihr Wehruf wie ihr Jubel gingen ihm ans Herz — „Die hätte sogar mein Pater gelten lassen", dachte er, „der immer so fürs Einfache war". Nun fiel's ihm auch bei — das war ja die Portia seines ersten Theaterabends. Hoheneichen hingegen heulte entsetzlich — er hatte sich in den beiden letzten Jahren offenbar sehr verschlimmert.

„Gott segne dich! Geliebter! Gute Nacht!" Deborah streckte sehnend die Hände aus, der Vorhang fiel, die Leute riefen: „Schönau! Bravo!" Und sie erschien dreimal und verbeugte sich, die runden Arme über dem üppigen Busen gekreuzt, auf den Lippen das Lächeln einer Hetäre. „Schade um sie", dachte nun auch Sender.

„Bisher ist aber das Judenvolk gut weggekommen", sagte Senders Nachbar zur Linken halblaut zu seinem Begleiter.

„Natürlich haben sie auf dem Zettel wieder geschwindelt", erwiderte dieser verächtlich.

Sender schnitt ein grimmiges Gesicht. „Das will ich dem Kleinen sagen", dachte er. Im übrigen sprach man aber nirgendwo vom Stück, sondern nur von der Schönau und spottete daneben über Können. Das Publikum war nur auf seine eigene Unterhaltung angewiesen, die Stühle der Musiker blieben leer. Sender erkundigte sich bei seinem Nachbar zur Rechten nach der Ursache.

Der Herr blickte ihn lächelnd an.

„Mir scheint", sagte er, „das könnten Sie ebenso gut wissen wie ich. Es ist ja Sabbat Vorabend, da dürfen die Musikanten nicht spielen."

Sender errötete. Er hätte in dem feinen Herrn den Glaubensgenossen nicht herausgefunden.

„Gewiß, ich bin auch ein Jude", erwiderte er eifrig, worauf der „Herr Doktor" — so nannten ihn andere — abermals lächelte; die ausdrückliche Beteuerung mochte ihm wohl überflüssig erscheinen.

Die Eingangsszene des zweiten Akts brachte Sender eine weitere Erklärung für die Länge des Zettels. Der Dorfbader, der den vom Schlag gerührten und darum zunächst unsichtbaren Lorenz behandelt, obwohl er für die Christen „Herr Mohrenheim", für die Juden „Herr Kohn" hieß, war derselbe Stickler, der im ersten Akt den Lorenz gespielt. Für die Heiterkeit sorgte auch diesmal der unglückliche Können schon durch seinen Anblick, noch mehr durch die Hetzreden gegen die Juden. Nach einer Weile kam Stickler wieder als Lorenz, dann nach der Verwandlung die Kassierin als Judenweib, und Birk als Abraham; er hatte sich nur einen weißen Bart umgebunden, der Talar war derselbe, den er als Pfarrer trug.

Die Leute schwatzten, erst als Deborah wieder erschien und ihren Monolog über die Liebe sprach, wurde es still. „Stark wie der Tod ist Liebe" — Sender errötete bis ins Stirnhaar, wieder blickte sie ihn voll an.

Auch diesmal folgte großer Beifall, aber den Vogel schoß der dumme Hritzko ab, der nun an Könnens Seite als Gerichtsdiener erschien. Er trug seine gewöhnliche Uniform, sogar der zerfetzte Strohhut mit dem Blechschild „Städtische Polizei" fehlte nicht. Alle. klatschten wie besessen, und als sich Hritzko nun auch vernehmen ließ — er erwiderte auf Könnens Satz: „Gehen die Juden nicht gutwillig, so jagen wir sie fort!", in ruthenischer Sprache: „Ja, die Juden müssen fort!" — wollte der Jubel kein Ende nehmen. Aber die nächste Szene, wo Birk-Abraham Können als Juden entlarvte, entfesselte fast gleiche Heiterkeit. „Kohn", jubelte es von allen Seiten, „da hast du's nun!" Der Verhöhnte tat Sender leid; aber daß er fast ebenso entsetzlich spielte, wie er aussah, mußte auch er sich sagen. Hingegen gefiel ihm Birk in dieser Szene, der ergreifendsten des sonst so hohlen Tendenzstücks, sehr. „Auch um den ist's schade", dachte er.

Dann wieder eine Verwandlung — das heißt, der Vorhang fiel, — das englische Königsschloß hing noch immer da — die Verweisung Deborahs durch Lorenz, ihre Szene mit Joseph. Abermals klatschte das Publikum, sie erschien diesmal, Hoheneichen an der Hand; ihr Blick flammte Sender an, daß er seinen niederschlug.

So blieb er auch sitzen, nachdem der Vorhang gefallen war. „Die Schamlose", dachte er, „die Leute merken es gewiß. Was will sie von mir?" Aber innerlich schmeichelte es ihm doch.

Da hörte er hinter sich einen Offizier seinem Kameraden zuflüstern: „Du, Röder, hast dich mit der Schönau eingelassen? Sie schaut dich immer so an."

Der andere lachte verlegen. „Was soll man in dem öden Nest anfangen!"

Sender wurde abwechselnd bleich und rot. Er wußte sich vor Scham nicht zu fassen. Und er hatte geglaubt, es gelte ihm!

Der erste Teil des dritten Akts, die Hochzeit Josephs mit Hanna, währte nur kurz, da die meisten Rollen durch Statisten dargestellt waren, hingegen wurde der Schluß, die Fluchszene, vollinhaltlich gegeben. So entrüstet Sender über die Schönau war, er mußte sich sagen, daß sie ihre Sache gut mache, und als nach den kuriosen Schlußworten, die der Dichter seiner Heldin in den Mund legt: Leb' — elend! Denke mein! Auf Wiedersehn!" der Beifall losbrach, stimmte er mit ein.

Aber in diesen Beifall mischten sich nun auch Zischen und Widerspruch, die freilich nicht der Schauspielerin galten. „Das ist ja für die Juden!" riefen einige, „Juden hinaus!" worauf die Juden noch stärker applaudierten. Die Offiziere hörten erheitert zu, ohne sich in den Streit zu mischen, und als einer von ihnen rief: „Hoch Mosenthal, der jüdische Schiller!" stimmten alle lachend ein.

Nur Senders Nachbar zur Linken schien sich nicht zu beruhigen . „Juden hinaus!" rief er immer wieder. Sender wandte sich heftig zu ihm, da legte ihm der Herr zur Rechten die Hand auf den Arm.

„Ruhe!" sagte er lächelnd. „Es geht ja gegen mich. Der Mann ist mein Kollege . . . Advokat Doktor Tittinger," stellte er sich dann vor.

„Kurländer, vom Czernowitzer Stadttheater," erwiderte Sender und fügte dann alter Gewohnheit gemäß bei: „Ein Barnower bin ich!"

Der Advokat war etwas erstaunt. „So, aus Barnow?" sagte er dann höflich. „Da kommt ja jetzt endlich auch ein Advokat hin, der Doktor Bernhard Salmenfeld aus Czernowitz. Die Ernennung steht heute im Amtsblatt . . . Kennen Sie ihn?" fragte er, als er sah, wie durch Senders Antlitz ein Zucken ging.

„Nein," erwiderte dieser hastig. Die Nachricht kam ihm sehr überraschend, er hatte die Bemerkung in Bernhards Brief, daß dieser auch mit der Ernennung für Barnow zufrieden sein würde, für einen Scherz genommen. „Also wird Malke doch ihr Leben in Barnow verbringen," dachte er „Alles Gute mit ihr — aber es ist auch deswegen gut, daß ich fort bin." Ihr Bild trat wieder klar vor ihn hin, es wurde ihm wehmütig ums Herz. „Die Schönau sieht ihr etwas ähnlich," dachte er, „ja — aber wie eine Dirne einer Königin!"

Die erste Szene des vierten Aktes — Ruben führt eine Schar Juden nach Amerika — brachte eine andere Dekoration, einen griechischen Tempel, und, da der „Herr Direktor Silberstein" des Zettels ein Pseudonym für Können war, stürmische Heiterkeit . Die Backen waren nun weg, hingegen hatte er das halbe Gesicht mit einem schwarzen Bart zu verdecken versucht, aber die Nase leuchtete nun wieder glorreich hervor und wurde stürmisch begrüßt. Dieser Szene folgte übrigens gleichfalls ein Streit, der das Stück betraf, nur spielte er sich diesmal unter den Juden ab. Namentlich auf der Galerie sah man sie heftig gegeneinander gestikulieren.

Sender begriff nicht, was sie wollten.

„Auch diesen Streit hat der Zettelschreiber auf dem Gewissen," belehrte ihn der Advokat. „Auf der jüdischen Seite läßt er Ruben die Juden nach Palästina führen, darum sind heute auch viel Chassidim gekommen. Im Stück aber läßt ihn der Dichter sagen: „Jerusalem ist unsre Heimat nicht," und für Amerika schwärmen, und nun schimpfen sie über Mosenthal und den armen Kerl, den Können, während die Aufgeklärteren beide verteidigen. Aber ihr Eintrittsgeld bekommen sie doch nicht wieder," schloß er lachend. „Sie sehen, der Zettelmann versteht sein Geschäft."

„Mag sein," erwiderte Sender, „aber bei uns am Czernowitzer Stadttheater kommt das gottlob doch nicht vor."

Die Schlußszene befriedigte wieder alle Parteien, Christen und Juden. Die beiden Kinder des Fräulein Linden weckten allgemeine Rührung; die Christen waren befriedigt, daß sich der Titel „Der Juden Fluch ist der Christen Segen" insoweit bewahrheitet, als Joseph und Hanna miteinander glücklich waren und blieben, die Juden aber, daß „die Feinde schließlich die Israeliten segnen müssen" — sogar mit Rosenkränzen in den Händen! Der Beifall klang stürmisch, alle Mitspielenden, sogar Können erschienen und verbeugten sich, ein zweites Mal trat Fräulein Schönau allein hervor und hielt eine Ansprache.

„Hochverehrte Gönner!" begann sie. „Im Namen der Direktion danke ich Ihnen für die überreiche Huld und Gnade, die Sie uns bisher erwiesen haben, und erlaube mir zugleich, Sie zu meiner Benefizvorstellung für morgen ergebenst und dringend einzuladen. Es wird gewiß niemand das Theater unbefriedigt verlassen, denn wir werden geben: auf allgemeines Verlangen „Schneider Fips', dann zum ersten Male ‚Maria Stuart' von dem bekannten Dichter Friedrich Schiller, darauf das herrliche, hier noch nie gegebene Lustspiel: ‚Das Landhaus an der Heerstraße' von dem unsterblichen Kotzebue, der auch den ‚Schneider Fips' geschrieben hat. Ferner werde ich das Gedicht: ‚Der Handschuh' von Schiller deklamieren, die Soloszene: ‚Lieschen im Hemde' von einem unbekannten, aber noch berühmteren Dichter vorführen und zum Schluß, meine liab'n Herrn, da sing' i a paar fesche Weana Liadar, teils im Kostüm, teils ohne. Sie verstengen schon!"

Sie blinzelte zynisch und schloß: „Und so darf ich wohl auf geneigten Zuspruch rechnen, da ich keine Mühe gescheut habe und scheuen werde, meine teuren Gönner, die verehrten Damen und Herren zufrieden zu stellen."

Lachen und Händeklatschen, und alles drängte dem Ausgang zu.

* * *

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Sender trat in die Wirtsstube. Fast an allen Tischen saßen schon Gäste, ihre Zahl wuchs immer mehr. Verlegen sah er sich nach einem Platz um, nur der Tisch, auf dem Können die Blätter ausgebreitet, war noch leer. Sender ging auf ihn zu. „Ganz richtig", rief Ruben, der eben mit einer Tablette voll Speisen vorbeischoß, „dort ist der Künstlertisch."

Da zögerte Sender wieder und sah sich um. Aber hier saß offenbar jeder Stand gesondert, an dem einen Tische die christlichen Honoratioren, an dem anderen Tittinger und seine Freunde in deutscher Tracht, an einem dritten die Beamten, einem vierten die jüdischen, einem fünften die christlichen Kleinbürger, sogar die Offiziere hielten sich je nach der Waffe getrennt, an einem Tisch die Infanteristen und Pioniere, am anderen die Ulanen.

„In Gottes Namen", dachte Sender und setzte sich an den Künstlertisch. „Also neben die Kollegen. Aber zahlen tu' ich keinem mehr was!"

Ruben kam herbeigestürzt, räumte die Blätter fort und deckte den Tisch. „Die Schauspieler kommen gleich", sagte er. „Mit ihrem Nachtessen werden Sie nicht zufrieden sein, auch wenn man Sie einladet. Ich bring' Ihnen was Gutes." Und ohne Senders Auftrag abzuwarten, stürzte er wieder ab.

Bald kamen auch Stickler und Birk. „Freue mich ungeheuer", rief ihm Stickler entgegen und grinste über das ganze breite, flache, aufgedunsene Trinkergesicht. „Habe schon gehört! Keine Umstände, lieber Kurländer", wehrte er ab, als dieser sich erheben wollte, und faßte seine Rechte mit beiden Händen. „Tausendmal willkommen! Hier Ferdinand Birk, der berühmte Held und Vater, früher am Wiener Burgtheater, jetzt mein Stolz, der Pfeiler meiner Bühne."

Wenn dem so war, dann stand diese Bühne noch unsicherer als Sender geglaubt. Mühsam, stolpernd ließ sich der Mann auf einen Stuhl fallen und fuhr mit zitternden Händen über die Stirne. Sender hielt ihn anfangs für betrunken, aber dazu stimmten die erloschenen Augen, der todmüde Ausdruck der Züge nicht. Es war einst sicherlich ein schönes, stolzes, kühn geschnittenes Antlitz gewesen, man konnte es deutlich erkennen, trotz aller Verwüstungen und so unheimlich das immer wackelnde Kinn anzusehen war. Der Mann mußte sehr krank sein. Von Sender nahm er keinerlei Notiz.

„Ein Schnäpschen, Birk?" fragte der Direktor.

„Nein," erwiderte dieser matt. „Du weißt, ich vertrage es nicht. Aber Hunger hab' ich!" Ruben stellte eben einen Braten und ein Fläschchen Wein vor Sender hin. Die Augen Birks hefteten sich gierig auf die Speise.

„Ist's gefällig?" fragte Sender und reichte ihm die Hälfte hinüber. „Auch etwas Wein?"

„Danke," murmelte Birk und machte sich über den Teller her. „Nein, Wein nicht."

„Aber das sollt' ich eigentlich nicht dulden!" rief Stickler. „Sie sind natürlich mein Gast, lieber Kollege. Nun, später trinken Sie einen Schluck mit mir. . . Ruben, meine Mischung, wie gewöhnlich. Und einen Kalbsbraten."

Fräulein Linden mit ihren beiden Kindern trat ein, dann die Kassierin und Hoheneichen. Endlich kam auch Können geschlichen, nicht durch die Haupttür, sondern aus der Küche; er scheute sich offenbar, durch den gefüllten Saal zu gehen. Stumm saß die armselige Gesellschaft um den Tisch, selbst Hoheneichen rief Sender nur ein kurzes: „Servus, Bruderherz!" zu und schielte dann trübselig nach dem Braten des Direktors. Umso unablässiger schwätzte Stickler, obwohl er gleichzeitig aus Leibeskräften kaute.

„Hier Hermine Linden, lieber Kurländer. Die Zeit der Lindenblüte ist vorüber, hehe! — Aber haben Sie schon je eine solche Sentimentale bewundert? . . . Erinn'rung schön'rer Tage blieb zurück, wie Sie sehen, sogar doppelt, hehe! . . . Pepi Meyer, genannt die Perle von Temesvar, kann bei ihrem Benefiz auch jetzt noch volle Häuser machen, wenn sie die Billette verschenkt, übrigens als Kassierin groß, als komische Alte unerreichbar . . . Mein Hoheneichen — keine Vorstellung mehr notwendig, hat Sie schon angepumpt. Über Können brauch' ich Ihnen auch nichts zu sagen. Sinniges Pseudonym, kommt von Nichtkönnen, hehe! . . . Aber Kinder", unterbrach er sich, als niemand lachte und nur jene, auf die er gerade stichelte, die Mienen verzogen wie Gefolterte, wenn sie gekitzelt werden, „was sitzt ihr so still da, nach solchen Triumphen? Ha! ich verstehe, die Atzung . . . Ruben, mein Rabe, wo bleibt die Atzung? Ich hab' euch einen köstlichen Schmaus besorgt. Ein Gläschen von meiner Mischung, Kurländer?"

Sender lehnte hastig ab, die Mischung bestand aus einem Viertel Met, drei Viertel Schnaps, der köstliche Schmaus aus einer Riesenschüssel Kartoffeln, einem Tellerchen Schmalz und einem Krug Wasser. Heißhungrig machte sich die Tafelrunde darüber her, nur Birk konnte mit seinen zitternden Händen nicht so rasch zugreifen. Stickler häufte ihm den Teller voll und gab ihm auch alles Schmalz, das noch übrig war.

„Da, mein Ferdinand", sagte er wohlwollend. „Gelt, es schmeckt besser, als die Trüffelpasteten, die du einst hattest? . . . Die Schönau hat wohl wieder für sich selbst gesorgt?" fragte er den Kellner.

„Sie soupiert im Extrazimmer", erwiderte Ruben, „Der Herr von Czapka und drei polnische Herren haben sie eingeladen. Sie trinken Champagner . . ."

„Braves Kind", murmelte Stickler gerührt. „Sorgt immer für sich selbst. Und was sagen Sie zu d e m Talent?" wandte er sich an Sender. „Großartig! Aber weil wir gerade von Talenten sprechen, was spielen Sie für ein Fach?"

Sender zählte die Rollen auf, die er mit dem Pater durchgenommen. Als er den Shylock nannte, fuhr Stickler wie elektrisiert empor.

„Das wär' was gewesen!" rief er. „Jammerschade, daß Sie nicht früher gekommen sind! Ich hätte Sie zu einem Gastspiel gepreßt — und wenn's drei Gulden gekostet hätte! Denn, sehen Sie, das ist ein Stück für Galizien. Das interessiert Jud' und Christ und beide können sich nach Herzenslust freuen und ärgern. Der Shylock macht überall ausverkaufte Häuser; hat der Ort über dreitausend Einwohner, so kann man ihn ruhig zweimal geben. Und d a s Stück fehlt mir! Ich habe keinen Shylock. Der Hoheneichen könnt' ihn ja zur Not spielen, aber dann fehlt mir der Antonio. Ich hab's mir neulich extra daraufhin angesehen, aber der Antonio läßt sich wirklich nicht streichen. Jammerschade!"

„Ich hab' ihn ja auch noch nie gespielt", sagte Sender. „Wer weiß, ob ich —"

„Aber ja! Ganz bestimmt! Der Nadler ist ein — na, ich sage nichts, Sie schwärmen für ihn, höre ich —, aber wen er fördert und als Anfänger blindweg engagiert, der hat Talent. Eine feine Nase hat der — Herr, das muß man ihm lassen . Und dann, ich bitte Sie, in Zaleszczyki! Das heißt", fügte er rasch hinzu, „Sie könnten ihn gewiß auch in Tarnopol spielen, in Wien, in Pardubitz — überall! Aber nun ist's zu spät. Vier Wochen sind

wir hier, haben sechzehnmal gespielt, das letzte Mal ‚Lumpazi Vagabundus' und ein Stück aus den ‚Räubern' — und zwei Gulden Einnahme! Heut' war's passabel, aber es 'st auch der beste Theatertag, der Freitag, und ‚Deborah' und dieser Zettel! Und nach dem Benefiz der Schönau zieht überhaupt gar nichts mehr, rein gar nichts!" Er seufzte auf. „Also hier geht's nicht! Aber kommen Sie doch nach Borszczow mit! Ich habe dort für Montag den ‚Schneider Fips' und ‚Kabale und Liebe' angesetzt, aber der Shylock würde weit mehr ziehen! Also besinnen Sie sich kurz — schlagen Sie ein!"

Er bot Sender die Hand hin. Aber dieser schüttelte den Kopf. „Montag muß ich in Czernowitz sein," sagte er fest.

„So sind Sie eben am Mittwoch dort. ... Helft mir doch, Kinder! ... Nicht wahr, Birk, er muß mit?"

Aber Birk regte sich nicht. Er starrte, nachdem er sein Essen verschlungen, wieder teilnahmslos vor sich hin.

„Birk, hörst du nicht? An was denkst du eigentlich... An deine Gräfinnen und Zofen von anno dazumal ... die Sarolta — he, was?"

(Fortsetzung folgt.)

Der neue Kadi.

Humoreske von Karl Fr. Nimrod.

Efim war ein Mann mit Grundsätzen. Sein oberster lautete: Nimm dir, was du kriegen kannst. In Befolgung dieses Wortes stritt er sich schon seit Monden mit Hafran herum, der auf ein hübsches Stückchen Zedernwald den gleichen Anspruch zu haben glaubte wie Efim. Einer Kommission von Sachverständigen wäre es schwer gefallen, zu entscheiden, wer von den beiden der gerissenere sei. Intime Kenner der Dinge hätten vielleicht Efim die Palme dieses Ruhmes zuerkannt. Schwur dieser beim Barte des Propheten, daß das Waldstück schon zu Mohammeds Zeiten im Besitze der Familie Efim gewesen, so rief Hafran die Gebeine seiner sämtlichen Schwiegermütter, die übrigens alle noch gesund und munter waren, zu Zeugen dafür an, daß der Wald schon der Familie Hafran gehört habe, als nach der Sippe Efim noch kein Hahn krähte.

Nun war die Sache soweit, um vor dem Dorfrichter verhandelt zu werden. Efim war eben auf dem Weg zu diesem würdigen Mann, um den Prozeß einmal gründlich mit ihm zu „besprechen". Er legte den Weg zum Haus des Kadi allerdings nicht ganz unbeklommen zurück, denn der neue Richter wurde als ein sehr neumodischer Herr mit großer Hornbrille geschildert, der in Paris, Berlin und anderen sündigen Orten studiert haben sollte. Mit dem alten Kadi Esti Bei, der vor dem Neuen Richter gewesen, hätte Efim die Sache zweifellos viel besser und wirkungsvoller „besprechen" können. Der hatte gern ein Gläschen echt serbischen Zwetschgenwassers getrunken, und mit diesem feuchten Artikel war Efim dank seiner guten Beziehungen zu einigen nur bei Nacht auftauchenden schnellen Segelschiffen immer gut eingedeckt. Außerdem war da die Hornbrille. Leute mit Hornbrillen waren Efim entschieden unangenehm, seitdem ihm der englische Zollkommissar in Smyrna, der eine geradezu gigantische Hornbrille auf der Nase trug, hundert Pfund Geldstrafe wegen Zollhinterziehung — die Sache hing mit den obenerwähnten nächtlichen Schiffsbesuchen zusammen — verschafft und ihm außerdem für den nächsten Fall ein paar Jahre Freiquartier im Hafengefängnis in sichere Aussicht gestellt hatte.

Efim, vor dem Haus des Kadi angelangt, rief Allah und den Propheten um Beistand an und trat in das Amtszimmer. Die Ähnlichkeit des neuen Richters mit dem Hafenkommissar von Smyrna war wirklich beängstigend. Er saß am Schreibtisch und studierte eine ausländische Zeitung. Den etwas umfangreichen Gruß Efims erwiderte er kurz und fragte nach Wunsch und Begehr. Efim erneuerte sein Stoßgebet und begann von seiner Sache zu erzählen, kam aber nicht weit, denn der Richter unterbrach ihn, und das sehr barsch. Der Termin sei erst morgen, nicht heute, und in die Verhandlung werde nur eingetreten, wenn beide Parteien zugegen seien. Mit der alten Schlamperei sei es endgültig vorbei. Und jetzt möge er gehen, denn er, der Richter, habe noch zu tun.

Efim, dem die Spucke wegzubleiben begann, machte ein paar Verbeugungen, murmelte eine Entschuldigungsskala herunter — und legte, als der Richter hinter seiner Zeitung verschwunden war, blitzschnell eine Fünfzigpfundnote auf den Schreibtisch. Das hatte früher in ähnlichen Fällen seine Wirkung nie verfehlt. Nie! Dann ging Efim, und sein Gesicht zeigte, als er das Haus verließ, ein listiges Lächeln. Von ferne kam der Dorfpolizist herangewackelt. Schnell ging Efim auf ihn zu und erzählte ihm, heftig mit den Händen gestikulierend, eine anscheinend sehr aufregende Geschichte. . . . . .

Der Richter hatte unterdes die Zeitung weggelegt und die Banknote entdeckt. Er war sich über den Sinn der Sache sofort im klaren, überlegte ein Weilchen und rief dann zwei seiner Gendarmen, denen er den Befehl gab, Efim wegen versuchter schwerer Beamtenbestechung sofort zu verhaften und hierher zu bringen, tot oder lebendig. Es dauerte keine Viertelstunde, da betraten die beiden bis an die Zähne bewaffneten das Zimmer wieder, und in ihrer Mitte ging Efim.

Der Richter erhob sich, schwenkte die Fünfzigpfundnote ein paarmal wild durch die Luft und brüllte etwas von Bestechung eines hohen Beamten, fünf Jahren Zuchthaus und dergleichen Dingen mehr. Der Eindruck seiner Worte auf Efim war allerdings ein gänzlich unerwarteter. Der riß Mund und Augen auf und begann im Zimmer herumzutanzen wie eine Balletteuse: Mein Geld, mein schönes, sauerverdientes Geld hab ich wiedergefunden! Schon glaubte ich es verloren, habe den Verlust sofort der Polizei gemeldet..."

„Warte, du Schwindler!" knurrte der Hornbrillenkadi und rief den Polizisten. Der bestätigte mit blumigen Worten Efims Angaben bis ins kleinste. Der Richter setzte sich, ließ die Hüter der Ordnung abtreten und säuberte umständlich seine Brille. Efim fand, daß der Mann ohne Brille bedeutend sympathischer aussah.

„Tscha, mein Freund", sagte der Richter, und er lächelte, „dein Eigentumsrecht ist nun nachgewiesen und von einer Bestechungsabsicht kann keine Rede mehr sein, aaaber — und des Richters Stimme wurde zum Flüstern — dein Geldschein ist gefälscht! Weißt du, was auf die Verbreitung von Falschgeld steht — nein? Zehn Jahre Kerker, Vermögenskonfiskation und Landesverweisung nach Strafverbüßung!"

Efim mußte sich am Schreibtisch festhalten. Der Richter klopfte ihm aber begütigend auf die Schulter und sagte: „Nur keine Angst. Ich weiß, du bist eine ehrliche Haut und darum will ich dir Unannehmlichkeiten ersparen. Ich werde den Schein von Amtswegen vernichten. Geh, mein Freund — und Allah geleite dich!"

Efim ging, und diesmal ohne listig zu lächeln. Im Gegenteil, er machte ein sehr belämmertes Gesicht.

Der Richter glättete indessen den Schein sehr, sehr sorgfältig und steckte ihn in seine Brieftasche, wo noch ein paar dieser Sorte ihr Dasein verbrachten, genau so gut und so echt wie der neu Hinzukommende. „In jedem Monat ein paar solcher Geschäfte — und ich kann in spätestens drei Jahren an die Riviera übersiedeln", dachte sich der würdige Herr mit viel Behagen, steckte sich eine dicke Zigarre an und wandte sich wieder seiner Zeitung zu.

Der Prozeß wurde, um die Geschichte zum Schluß zu bringen, weder von Efim noch von Hafran gewonnen. Der kluge Richter erklärte die Rechtslage für unentwirrbar und konfiszierte das Waldstück zugunsten des Staates. Efim und Hafran durften je fünf Pfund Prozeßkosten bezahlen. Sie verließen einträchtiglich das Gericht.

„Fünf Pfund ist viel Geld!" sagte Hafran bekümmert.

„Fünfundfünfzig noch mehr!" knurrte Efim und gab dem Richter eine Reihe von Titeln, zu deren Sühnung lebenslängliche Galeerensklaverei noch nicht ausgereicht hätte. Dann schlug er sich seitwärts.

Hafran sah ihm kopfschüttelnd nach und ging nach Hause.




Bunte Chronik

* **Nicht weniger als 100 000 Schwarzhörer in Polen.** Nach einer Rundfrage bei 500 Radiofirmen sind bis zum 1. Dezember d. Js. ungefähr 150 000 Radioapparate gekauft worden. Die Amateure, die sich selbst den Apparat bauen, kann man nicht feststellen. Aber die Zahl der Hörer steht in gar keinem Verhältnis zu den Abonnenten. Im ganzen Gebiet der Republik Polen waren am 1. Dezember 39 533 Abonnenten angemeldet. Davon entfallen auf die Wojewodschaft Schlesien 4915, auf Krakau 1900, auf Posen 1900 und auf Warschau 24 830 legale Hörer. Aus den anderen Teilgebieten stehen die Angaben aus. Es ist jedoch festgestellt, daß weit über 100 000 Personen im Lande ihren Apparat nicht angemeldet haben. — Demnächst, vielleicht schon am 15. Dezember, soll, wie schon kurz gemeldet, in Warschau eine neue Sendestation mit 60 Kilowatt Energie in Tätigkeit treten. Man wird dann Warschau in Amerika, ganz Europa und Nordafrika hören können.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.